



Ganz nah am richtigen Leben!

**Empirische Forschung als
Beitrag zu Theologie und
kirchlicher Praxis**

Claudia Schulz

Prof. Dr. Claudia Schulz

2003-2008 Wissenschaftliche Mitarbeit bei der Evangelischen Kirche in Deutschland, bis 2006 an der Vierten EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, anschließend bis 2008 im Sozialwissenschaftlichen Institut (SI) der EKD, seit 2008 Professorin für Diakoniawissenschaft und Soziale Arbeit an der Evangelischen Hochschule Ludwigsburg
(Foto: EH / Fuchs)

Ein halbes Jahrhundert institutionalisierte Empirie: Staunen und Fragen

Ein Beitrag an diesem Ort beginnt von allein mit einem Staunen: über ein halbes Jahrhundert Empirie im heutigen Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD, dicht an kirchlicher Arbeit, mit kundigen Fachkräften besetzt, nah an aktuellen Methodendiskussionen und in die jeweiligen scientific communities eingebunden, mit der nötigen Freiheit, heikle Fragen zu stellen und Ergebnisse ins Gespräch zu bringen. Bemerkenswert ist der Mut, als Teil der Organisation (oder auch: der Institution) Evangelische Kirche empirische Forschung zu betreiben. Damit setzt sich die Forschung der Kirche unvermeidlichen Rückfragen aus, inwieweit wissenschaftliche Arbeit hier unabhängig Ergebnisse generieren kann. Sie setzt sich ebenso der inneren Kritik aus, die das empirische Forschen als solches trifft: Was nützt nun so ein forschender Zugang, so ein methodisch strukturierter Griff nach dem „richtigen Leben“, nach Einblicken in eine soziale Wirklichkeit?

Empirie: zwischen plumper Banalität und hoher Theorie

Die Kirche muss ganz nah am Leben der Menschen sein, denn ihr geht es darum, dass die Gute Nachricht auch verstanden werden kann. Dabei steht allerdings die Gute Nachricht selbst mit dem, was sie bedeuten kann, im Mittelpunkt. Erfolgreiche Kommunikation und gelungenes Verstehen menschlicher Lebens- und Glaubenswelt sind Wege zum Ziel – und dabei ist die Gute Nachricht nur als Ergebnis menschlicher Erfahrung und ihrer Kommunikation denkbar. Dieses spannungsreiche Wechselverhältnis ist der Befassung mit Empirie in der Kirche immer schon eigen gewesen. Wer sich mit ihr befasst, befindet sich gefühlt im Zentrum der Geschehnisse – und bietet doch nur Unterstützung und Perspektiven für eine Arbeit, die an anderen Orten geleistet werden muss.

Der Anfang dessen, was heute als „empirical turn“ beschrieben wird, lag beispielhaft in der Religionspädagogik in den 1960er Jahren (Wegenast 1968): Die Einsicht, dass

Methoden ohne umfassende Kenntnis des Lebensgefühls der Jugendlichen entwickelt wurden, dass Lehrkräfte theoretisches „Wissen“ haben über das, was Jugendliche brauchen, aber wenig vertiefte Einsicht in deren Interessen und Denkstrukturen, trieb die Forschung an. Die unglaubliche Produktivität der empirischen Forschung in den Folgejahren, die um die Jahrtausendwende ein erhebliches Volumen bekam, bezeugt unter anderem die Nutzererwartung von Generationen kirchlich Verantwortlicher.

Zugleich erscheint gerade in kirchlichen Berufsfeldern dieses Erstarken der Empirie absurd. Die Religionspädagogin, der Diakon, die Pfarrerin oder der Kantor: Sie alle haben vielfältigen und oft intensiven Kontakt zu Menschen und keinen Mangel an Begegnung mit der „Wirklichkeit“. Was ist es, das Empirie leisten kann?¹ Die erste Antwort ist ganz einfach: Den Unterschied macht der strukturierte Prozess, den empirische Forschung bietet, angefangen bei einer klaren Definition dessen, was genau der Gegenstand der Untersuchung sein soll, welche Daten auf welchem Weg mit welchen Implikationen zu erheben sind, nach welchen Prinzipien und mit welchen theoretischen Vorannahmen ausgewertet werden soll und in welche Art Theorie die Ergebnisse überführt werden sollen. Was aus Sicht sozialwissenschaftlicher Forschung, deren Methoden „importiert“ werden, den etablierten Weg der Methodologie beschreibt, bietet für die kirchliche Praxisreflexion bereits eine erste Hilfestellung: die Unterscheidung des intuitiv Erfassten und mit alltagstheoretischen Zugängen Interpretierten vom strukturiert Wahrgenommenen und in begründete Bewertungen Überführten.

Ein Beispiel: Drei Pfarrer einer deutschen Großstadt möchten ihre Arbeit nach vielen Jahren Gemeindearbeit noch einmal strukturiert betrachten, unterstützt von Daten und geordneter Fremdwahrnehmung – einmündend in einen gemeinsamen Bewertungsprozess (Sänger-Diestelmeier/Schulz 2008). Sie besuchen sich gegenseitig, und dies wird als forschendes Unterfangen formatiert und begleitet. Es werden Daten über die Stadtteile und Gemeinden gesammelt und aufbereitet,

¹ Für einen umfassenden Überblick über historische, methodologische und theoretische Fragen: Schulz 2013.

von der Sozialstruktur bis hin zu Quartiersmerkmalen. Die Ergebnisse werden systematisch auf Beobachtungen der Kollegen bezogen und gemeinsam ausgewertet. Weil alle drei kontinuierlich kommunizieren und viele Kontaktflächen im Stadtteil haben, überraschen sie die Ergebnisse: einzelne Bereiche ihres Stadtteils, bestimmte Aspekte der wirtschaftlichen, räumlichen oder sozialen Situation hatten sie bislang übersehen. Am Ende des Prozesses können sie nach eigener Bewertung ihr Anliegen spezifischer beschreiben und ihren Auftrag präziser formulieren. Vor allem beschäftigen sie am Ende die großen Fragen: Welche Bedeutung hat Kirche in der Stadt – Gemeinde im Stadtteil? Welche Funktion hat das pastorale Amt im Kontext der Beauftragungen im kirchlichen, sozialen und kommunalen Feld? Und wie lassen sich zentrale kirchentheoretische Entscheidungen mit konkreten Anliegen abgleichen und in Handeln überführen?

Empirie: Expedition ins Reich des Unbekannten – oder allzu Bekannten

Empirie ermuntert in diesem Fall zu einer neuen Offenheit gegenüber dem altvertrauten Gegenstand. Diese Chance, sich als professionelle kirchliche Fachkraft inmitten fragmentierter Wahrnehmungsfelder und Öffentlichkeiten („Blasen“) zu verstehen und das eigene Nichtwissen zu erkennen, unterstützt offensichtlich die Arbeit, allein durch den Schwung, den die Beteiligten aus diesem Projekt gewinnen. Empirie wirkt hier allein durch Veranschaulichung und Verdeutlichung, durch Zugänge und Beobachtungsinstrumente, als Verlockung, die „Wirklichkeit“ für zumindest teilweise unbekannt zu halten. Empirie hilft außerdem dazu, das Wahrgenommene zu strukturieren und dadurch erst einer theoretischen Bewertung zugänglich zu machen: Wie genau stellt sich ein Arbeitsfeld dar? Wie verhalten sich Ziele und Möglichkeiten zueinander – und welche Schlüsse lassen sich aus diesem Abgleich ziehen?

Das ist es, „was Empirie nützt“: Das inszenierte Nichtwissen, in eine Forschungsfrage gegossen und als Suchbewegung strukturiert, eröffnet neue Reflexionsprozesse. Allerdings kann keine Suchbewegung über das hinaus, was als erkenntnistheoretischer Horizont gegeben ist:

Der Ausgangspunkt ist immer die eigene Frage – also in der Anlage bereits abhängig von dem, was kirchlich Verantwortliche als Frage formulieren können. Beliebte Fragen, etwa „Wie erreichen wir neue Zielgruppen“, sind bereits formatiert im kirchlichen Duktus des „Erreichens“, der konzeptionellen Vorannahme, dass (zumeist hauptamtlich tätige und dafür eigens ausgebildete) Verantwortliche in der Organisation Kirche andere erreichen müssten, einbinden, versorgen oder zumindest interessieren. Ebenso wäre ein Gemeindeverständnis im Sinn einer Gruppe oder eines Netzwerks denkbar, in dem viele Aktive für die Kommunikation des Evangeliums sorgen. Aus diesem Verständnis würden ganz andere Fragen entwickelt, etwa nach Alltagsorganisation und sozialräumlichen Möglichkeiten vor Ort. Nicht das „Erreichen“ wäre das Ziel, sondern beispielsweise ein Verständnis der Netzwerklogiken oder der religiösen Bedürfnisse der Menschen.

Forschung im Feld der Kirchenmitgliedschaft hat als Schwergewicht kirchensoziologischer Forschung nicht nur umfassende Daten und zahlreiche Erkenntnisse generiert, sondern auch die konzeptionellen Entwürfe und ebenso die theoretischen Fragen der Kirchenentwicklung geschärft: Was ist es, das erforscht werden soll? Unter der Prämisse, dass nur beobachtbar ist, was zuvor beschrieben ist – und darin implizit bereits vertraut – sind normative Setzungen und strategische Ausrichtungen in ihrer Wirksamkeit im Feld der empirischen Forschung plastisch zutage getreten. Ein beispielhafter Lerneffekt war der Blick auf eine biografisch erwiesene Kasual-Frömmigkeit und eine mittlere Kirchenbindung, die sich über das Leben hinweg als ausgesprochen stabil erweist, wie die Interviews der dritten EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft gezeigt haben. Der Effekt war ein gesteigerter Respekt kirchlicher Fachkräfte vor einer Kirchlichkeit, die sich eben nicht in regelmäßigem Kirchgang oder der Beteiligung am kirchlichen Leben erweist, sondern sich in Krisen, Übergängen oder bei guten Gelegenheiten ausdrückt.

Allerdings wird hier eine weitere Wahrheit im Umgang mit empirischer Forschung erkennbar: Es gibt nicht nur lediglich die Daten, die die Forschenden (oder Aufträge Gebenden) mit ihrem bisherigen Wissen über den Gegenstand zu generieren vermögen, es gibt auch nur

die Interpretationen und theoretischen Folgerungen, die die Beteiligten zu entwickeln in der Lage sind. So führen Datenbestände durchaus zu gegenläufigen Bewertungen, wie die Diskussion über die Kirche als „Fremde Heimat“ (Engelhardt u.a. 1997) oder „Horizont und Lebensrahmen“ (Kirchenamt der EKD 2003) zeigt: Positive Deutungen auf der einen Seite, in denen Kirche zwar stark in Veränderung begriffen ist, darin aber im Wesentlichen stabil ist und bestimmte Kernfunktionen offenbar mühelos erfüllt (Schloz 2006), treffen auf mindestens verhaltene oder widersprechende Deutungen, die die langfristigen Folgen einer allzu seltenen Beteiligung und damit einer allzu losen Bindung der Kirchenmitglieder an ihre Kirche problematisieren und die implizite Missachtung der Ortsgemeinde als Plattform religiöser Kommunikation und organisationaler Bindung kritisieren (Wegner 2012).

So bietet empirische Forschung zwar die einzigartige Chance, nützliches Wissen und wertvolle Impulse zu generieren, sie bringt aber zugleich erhebliche Anforderungen mit sich an alle, die Mittel investieren, Aufträge vergeben, Forschung betreiben und mit den Ergebnissen weiterarbeiten: Das Bewusstsein, zugleich Neues und Vorstrukturiertes zu verarbeiten und in den Fragen die eigenen Annahmen zu transportieren, begleitet im besten Fall die Arbeit auf Schritt und Tritt. Wo zentrale Gegenstände der Religionsforschung, etwa Religiosität und Glauben, offenbar nur unter erheblichen Vorannahmen beforscht werden können, lebt die empirische Forschung mit dieser Einschränkung: Sie verzichtet entweder auf die Nutzung großer Datenbestände, wie sie etwa bei GESIS („Gesellschaft Sozialwissenschaftlicher Infrastruktureinrichtungen“) oder mit der EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft (KMU) verfügbar sind, oder sie lebt mit der Diffusität oder Komplexität der Ergebnisse, wie Projekte der qualitativen Religionsforschung sie bieten.

Zudem: Wo Kirche sich selbst beforscht, ist das Unterfangen in zweifacher Weise heikel. Die eigene Bindung an den Gegenstand der Forschung eröffnet ein komplexes Verständnis, beschränkt aber unter Umständen die Möglichkeiten der Wahrnehmung und Interpretation. Aus der Armuts- und Reichtumsberichterstattung, wo die Federführung beim deutschen Bundesministerium

für Arbeit und Soziales liegt, sind die Auseinandersetzungen um eine redliche Interpretation der Daten zwischen „Armut“ und bloßem „Armutsrisiko“ bekannt. Verdächtigungen rund um die Streichung allzu unangenehmer Passagen mit Begriffen wie „Verschleierung“ und „Begriffskosmetik“ gehören zur Debatte um den Bericht bereits selbstverständlich dazu. Forschung im Bereich der Kirche kann gar nicht anders, als die eigenen normativen Setzungen dessen, was „Glaube“ sei und welche Kategorien in Bezug auf religiöse Praxis zu berücksichtigen seien, auch der empirischen Arbeit und ihrer Auswertung zugrunde zu legen. Damit hat sie einerseits das Problem der Vorannahmen zu bewältigen, das alle Forschenden bewältigen müssen. Es überlagern sich aber außerdem eigene Normativität und Forschungsgegenstand und muten der Kirche neue Fragen zu: Was tun, wenn Kirchenmitglieder andere Aspekte des Lebens der Religion, dem Glauben und der Kirche zuordnen, als dies in kirchlichen Konzeptionen erwartet ist? Was tun, wenn die für den Gottesdienst Verantwortlichen niedrige Zahlen von Teilnehmenden problematisieren, die Teilnehmenden aber ganz andere Aspekte problematisieren – oder auch ganz zufrieden sind mit dem Erlebten? Was tun, wenn Hauptamtliche heimlich nur die Aktiven und Beteiligten für „die Gemeinde“ halten, während etliche Kirchensteuer zahlende Mitglieder dies für eine hohe Beteiligung halten?

Mit seiner Studie „Kundschaft im Gottesdienst“ hat Folkert Fendler den Spieß umgedreht, indem er untersucht hat, inwiefern sich die Menschen, die an einem Gottesdienst teilnehmen, als „Kundschaft“ verstehen und Ansprüche an Serviceleistungen stellen (Fendler 2019). Ausgehend vom Jahrzehnte alten Anliegen, die Meinung der Menschen zu erkunden, um sich ggf. auf deren Ansprüche einstellen zu können, hat sich die kirchliche empirische Forschung über die Befassung mit der Frage, inwieweit dann sinnvollerweise auch von „Kundschaft“ im Gottesdienst gesprochen werden sollte und von der Kirche als „Dienstleisterin“ (angesichts der theoretischen Frage, ob eine solche Sicht theologisch überhaupt angemessen sein könne), erfolgreich im Kreis gedreht und selbst ihre konzeptionellen Ideen wiederum einer empirischen Überprüfung unterzogen.

Theorie: der sichere Hafen der Empirie

In der Arbeit mit Daten der empirischen Forschung entsteht – quasi ganz von selbst – eine implizite Theoriebildung der Beteiligten. Erkenntnisse werden mit der eigenen Sicht der Dinge abgeglichen und interpretiert, häufig schon in fachliche Entscheidungen überführt: Ein schwach besuchter Gottesdienst braucht Veränderung. Ein viel gelesener Gemeindebrief soll weitergeführt werden. Eine geringe durchschnittliche Austrittsneigung der Kirchenmitglieder erübrigt es, sich mit der Thematik zu befassen. Wo eine solche Interpretation bewusst geschieht, ist die Aussicht auf eine redlich umgesetzte empirische Forschung schon größer. Aber auch hier bleibt die Gefahr, die Daten ohne Bezug auf Theorie und ohne den Anspruch, einen Beitrag zur Theorieentwicklung zu leisten, zu interpretieren und in Entscheidungen zu überführen. Dann ist die reflexive Betrachtung des Gegenstands zwar „ganz nah am richtigen Leben“ erfolgt, aber ohne Rückgriff auf theologische Reflexion, kirchliche Normsetzung oder andere Grundlagen kirchlichen Handelns. Dann haben die Daten die „Wirklichkeit“ lediglich „verdoppelt“, ein theoretischer Zugewinn ist nicht erreicht (Daiber 1996: 140).

Hier kann einerseits die Erkenntnis leitend sein, dass die Theologie selbst die empirische Forschung verantwortlich betreibt, auch wenn die Methoden aus anderen Disziplinen importiert sind. Andererseits kann sich empirische Forschung am Dreischritt (und anschließend an der Zirkularität) von der Datengewinnung über den theoretischen bzw. normativen Abgleich bis hin zu strategischen bzw. fachlichen Schlüssen (und bei Bedarf zurück zu den Daten) orientieren. Auf der einen Seite stehen gesammelte oder erhobene Daten, die Aspekte einer „Wirklichkeit“ erschließen helfen sollen. Den Zielpunkt der meisten empirischen Unternehmungen bilden daraus entwickelte strategische, fachliche Entscheidungen: Wie sind die aus Daten gewonnenen Erkenntnisse zu bewerten? Worauf kommt es an? Was ist zu tun? Dazwischen – und damit häufig jenseits konkreter Gegebenheiten und Anliegen – liegt die Theorie, also die Rechenschaft über die normative Rahmung, über Bezugsgrößen und grundlegende Entscheidungen zum erforschten Gegenstand: Woran soll sich eine Gemeinde orientieren und was ist das Ziel ihres Engagements? Was

ist eine angemessene Beteiligung der Mitglieder? Was ist die Bedeutung eines Gottesdienstes?

Die Grundfrage kommt auf eben diesem Dreischritt in ihrer vollen Bedeutung zum Tragen: Inwieweit können Ergebnisse empirischer Forschung für die Kirche handlungsleitend sein? Diese Frage ist einzig im Abgleich von Ergebnissen empirischer Forschung mit normativen Strukturen und theologischer Theorie zu beantworten, oder besser: in der Debatte, die hieraus entsteht. Wenn Gottesdienstbesuchende, die die Musik, die Gestaltung der Predigt bemängeln oder loben, wenn Kirchenmitglieder einzelne Handlungsfelder der Kirche für bedeutsam oder weniger bedeutsam halten: Inwieweit ist das eine Grundlage für Zukünftiges, für Veränderung oder Korrektur? Und damit ist die Empirie immer aufgehoben in einer Debatte, die weit über Daten und Forschungsmethodik hinausreicht – und sie kann der Theologie (oder kirchlich Verantwortlichen) nie ersparen, die wesentlichen Entscheidungen selbst zu treffen und dafür ausreichend theologische Reflexion zu entwickeln.

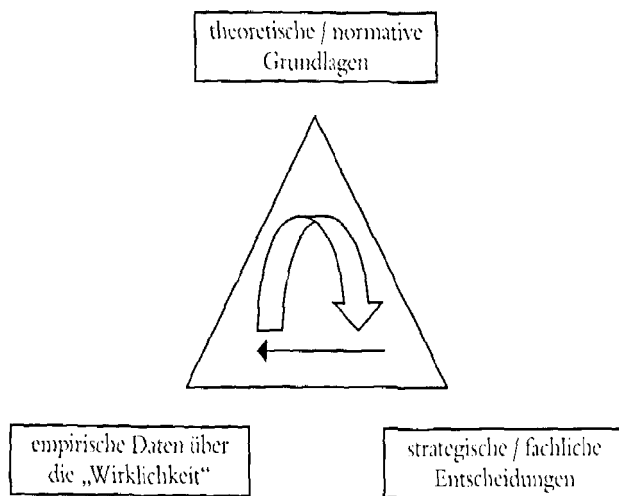


Abbildung 1: Dreischritt der empirischen Forschung (Schulz 2018: 177)

Mehr Empirie! Ein Ausblick

Die Frage, ob es Empirie braucht, stellt sich im Raum kirchlicher Praxis und kirchentheoretischer oder theologischer Diskussion nicht. Daten purzeln von allein ins Wahrnehmungsfeld. Mitgliederzahlen, Teilnahmezahlen

oder finanzielle Entwicklungen wollen diskutiert werden. Erkenntnisse empirischer Forschung sind selbstverständlich in die Methodik eingeflossen, etwa für Seelsorge, Gottesdienstgestaltung und Predigt. Das biografische Hinschauen im Umfeld von Kasualien gehört zum Handwerkszeug kirchlicher Fachkräfte. Zuletzt hat Regina Sommer explizit die Empirie als Teil des Pfarrberufs entwickelt. So verstanden ist pastorale Arbeit auch forschende Arbeit, für die es bereits im Zuge der Ausbildung den rechten Blick und das methodische Know-how zu erwerben gilt (Sommer 2019).

Dann ist nicht mehr die Frage, wie umfassend empirische Forschung Teil theologischer Reflexion und Basis kirchlichen Handelns ist. Vielmehr geht es um die Orte für eine systematische Auswertung von Daten und um Strukturen, in denen Theologie und Kirche sich selbst vor impliziten Bewertungen bewahren können, indem sie empirische Erkenntnisse mit ihren Grundlagen, bisherigen Einsichten und strategischem Willen abgleichen. In jedem Fall gehört Mut dazu, die eigene Situation zu erforschen und Debatten zu gestalten. Der Gewinn ist eine empirisch fundierte Diskussion, die schließlich auch die Theorie voranbringt.

Literaturverzeichnis

Daiber, Karl-Fritz, 1996: Pastoralsoziologie, in: Kress, Hartmut / Daiber, Karl-Fritz: Theologische Ethik – Pastoralsoziologie, Stuttgart u.a., 119-238.

Engelhardt, Klaus / Loewenich, Hermann von / Steinacker, Peter (Hg.), 1997: Fremde Heimat Kirche. Die dritte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh.

Fendler, Folkert, 2019: Kundenhabitus und Gottesdienst. Zur Logik protestantischen Kirchgangs, Göttingen.

Kirchenamt der EKD (Hg.), 2003: Kirche – Horizont und Lebensrahmen. Weltsichten, Kirchenbindung, Lebensstile. Vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Hannover.

Sommer, Regina, 2019: Stärkung religionshermeneutischer Kompetenz. Die Bedeutung empirischer Forschung in Vikariat und pastoraler Fortbildung, in: PrTh 54/2019, 30-34.

Sänger-Diestelmeier, Rolf / Schulz, Claudia, 2008: Kollegiale Intervision im Pfarramt. Ein Projekt zur Reflexion von Scheitern und Erfolg – zugleich ein Beitrag zur Qualitätsentwicklung, in: PTh 97, 276-288.

Schloz, Rüdiger, 2006: Kontinuität und Krise – stabile Strukturen und gravierende Einschnitte nach 30 Jahren, in: Huber, Wolfgang / Friedrich, Johannes / Steinacker, Peter (Hg.): Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Mitgliedschaft, Gütersloh, 51-88.

Schulz, Claudia, 2013: Empirische Forschung als Praktische Theologie. Theoretische Grundlagen und sachgerechte Anwendung, Göttingen.

Schulz, Claudia, 2018: Empirische Forschung in der Diakoniewissenschaft. Einblicke in Chancen, Sinn und Unsinn, in: Mutschler, Bernhard / Hörnig, Thomas: Diakoniewissenschaft zwischen Dienst, Dialog und Diversität, Leipzig, 165-181.

Wegenast, Klaus, 1968: Die empirische Wendung in der Religionspädagogik, in: EvErz 20/1968, 111-125.

Wegner, Gerhard, 2012: 50 Jahre dasselbe gesagt? Die Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen der EKD im religiös-kirchlichen Feld, in: ders. (Hg.): Gott oder die Gesellschaft? Das Spannungsfeld von Theologie und Soziologie. Würzburg, 295-341.